Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2 mal täglich ins Haus gebracht: 90 ₰ monatl., 2.70 ℳ vierteljährl. Bei unseren Filialen u. Annahmestellen abgeholt: 75 ₰ monatl., 2.25 ℳ vierteljährl.

Durch die Post:
innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährl. 3.00 ℳ, monatl. 1.20 ℳ ausschl. Postbestellgeld, ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden, Schweiz u. Spanien. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Geschäftsstelle des Blattes erhältlich.

Das Leipziger Tageblatt erscheint 2 mal täglich, Sonn- u. Feiertags nur morgens. Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Einzelverkaufspreis der Morgenausgabe 10 ₰, der Abendausgabe 5 ₰.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisgasse 8.
Fernsprecher: 14692, 14693, 14694.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und

Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene 50 mm breite Petitzeile 25 ₰, die 74 mm breite Reklamezeile 1 ℳ, von auswärts 30 ₰, Reklamen 1.20 ℳ. Inserate von Behörden im amtlichen Teil die 74 mm breite Petitzeile 40 ₰.

Geschäftsanzeigen mit Platzvorschriften und in der Abendausgabe im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Beilagegebühr 5 ℳ p. Tausend exkl. Postgebühr.

Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Haupt-Filiale Dresden: Seestraße 4, I (Telephon 4621).

Nr. 285. Sonnabend, den 15. Oktober 1910. 104. Jahrgang.

Zum Besuch des Kaiserpaares in Brüssel.

Am Montag trifft das Deutsche Kaiserpaar in der belgischen Hauptstadt ein, um den Besuch, den König Albert mit seiner Gemahlin Ende Mai d. J. am kaiserlichen Hoflager in Potsdam abstattete, zu erwidern. Man wird sich erinnern, daß es die erste Antrittsvisite war, die das Königspaar nach seiner Thronbesteigung im Auslande machte, woraus gefolgert wurde, daß der belgische Hof entschlossen sei, die Beziehungen zu Deutschland mehr zu pflegen, als dies unter Leopold II. geschehen war. Unser Kaiser mußte sich bekanntlich in jenen Tagen, als die Belgier in Potsdam weilten, wegen eines Furunkels Schonung auferlegen und bei den offiziellen Veranstaltungen durch den Kronprinzen vertreten lassen. Wenn er schon jetzt mit der Kaiserin den Besuch erwidert, so spricht dabei der Wunsch mit, die Brüsseler Weltausstellung, und namentlich die deutsche Abteilung, die nach übereinstimmendem Urteil Hervorragendes geleistet hat, zu besichtigen.

Als Kaiser Wilhelm Anfang August 1890 in Belgien seinen Antrittsbesuch machte, geschah das in Begleitung des Prinzen Heinrich, seines Bruders, in Ostende, wo König Leopold weilte. Die öffentliche Meinung des Landes begrüßte damals den Kaiser sehr lebhaft, und die von französischen Zeitungen aus Anlaß jenes Besuchs gegen den Kaiser gerichteten Angriffe wurden von sämtlichen bürgerlichen Blättern Belgiens scharf zurückgewiesen. Gegenüber den jetzt von den Brüsseler Sozialisten eingeleiteten Demonstrationen gegen den Kaiserbesuch sei daran erinnert, daß im Jahre 1890 bei der Anwesenheit Kaiser Wilhelms in Ostende der dortige „Verein der Arbeiter und des Schutzes der Lehrlinge" an den Kaiser eine Adresse sandte, worin der kaiserlichen Wirksamkeit für die sozialen Aufgaben rühmend gedacht und dem Wunsche Ausdruck gegeben wurde, die Geschichte möge den Monarchen einst mit dem Titel „Kaiser der Arbeiter" bezeigen. Wenn Wilhelm II. heute weniger begeistert als vor zwei Jahrzehnten den sozialen Aufgaben gegenübersteht, so trägt daran die Schuld die Sozialdemokratie, die geflissentlich alles, was in bezug auf Arbeiterfürsorge getan worden ist und getan wird, in den Staub tritt. Immerhin bleibt sich das Deutsche Reich seiner Pflicht, die soziale Gesetzgebung immer weiter auszubauen, nach wie vor bewußt.

Wir wollen hoffen, daß die freundlichen Gesinnungen, die vor zwanzig Jahren jene belgischen Arbeiter für den Kaiser hegten, die inzwischen verflossenen zwei Jahrzehnte überdauert haben, und daß dem Kaiserpaar in dem Nachbarlande, das mit dem Deutschen Reich durch so mannigfache Fäden wirtschaftlicher und geistiger Natur verbunden ist, ein einmütiger herzlicher Empfang zuteil wird.

Zum Landtagswahlkampf in Leipzig V.

Während es die Konservativen nicht für nötig gehalten haben, in eigenen Versammlungen wiederholt vor die Wähler zu treten, hat die nationalliberale Partei eine ganze Reihe von Versammlungen veranstaltet. Am Freitag sprach Rechtsanwalt Dr. Zöphel, der nationalliberale Kandidat für den 5. Leipziger Landtagswahlkreis, in einer stark besuchten öffentlichen Wählerversammlung in der „Goldenen Krone" zu Connewitz. Er beleuchtete in einer glänzenden und gehaltvollen Rede die Stellung der Nationalliberalen zur Mittelstandsfrage. Er führte etwa aus: Die nationalliberale Partei betrachte den Mittelstand als zu ihr gehörend; aus ihm sei sie selber hervorgegangen; vom bürgerlichen und bäuerlichen Mittelstand ging ihr politischer Gedanke aus. Der Vorwurf, daß die nationalliberale Partei in den ersten Jahren der Reichsgründung keine Zeit gehabt habe, sich um den Mittelstand zu kümmern, treffe entweder gar nicht zu, oder er treffe auf alle Parteien zu. Naturgemäß mußten bei dem Riesenbau des Staates vorerst andere Interessen zurücktreten; er mußte erst in allen Einzelheiten politisch ausgebaut werden. Sobald es aber die innere Entwickelung zuließ, ging die nationalliberale Partei an die Arbeit. Es werde den Nationalliberalen ihre Haltung bei der Gewerbeordnung und dem Freizügigkeitsgesetz vorgeworfen. Mit Unrecht. Ohne diese Gesetze wären wir gegen andere Völker zurückgeblieben, hätten wir nicht den riesigen wirtschaftlichen Aufschwung gehabt, der schließlich auch zu einer besseren Lebenshaltung der niederen Kreise führte. Seine Partei sei sich dabei auch der Nachteile bewußt. In dem Programm von 1894 werden in dieser Hinsicht Forderungen für den Mittelstand an den Staat gerichtet. 1880 habe man mit das Wuchergesetz geschaffen; der Bauernstand erhielt durch den Zolltarif Schutz. Die Handwerkergesetzgebung von 1896, die eine Stärkung des Handwerks brachte, wurde von der nationalliberalen Partei (Miquel) ausgearbeitet. Sie half das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb schaffen und schritt gegen die Schäden des Abzahlungswesens ein. Auch der kleine Befähigungsnachweis sei in erster Linie ihr zu danken; Zentrum und Konservative zögerten lange damit. Genau so sind die Nationalliberalen für die Sicherung der Bauforderungen eingetreten. Durch die Versicherung der Privatangestellten wirkten sie aber auch für den unselbständigen Mittelstand. Der Abgeordnete Stresemann selbst stellte sich an die Spitze dieser Bewegung und führte sie zum Siege. Bei der Beamtengehaltsfrage hat die nationalliberale Partei alles aufgeboten, um für die Reichsbeamten eine angemessene Besoldung herbeizuführen (Beck). Nicht ihre Schuld sei es, wenn die Postunterbeamten dabei schlecht fuhren. In der Landesgesetzgebung arbeitete sie mit dem gleichen Ernst und Erfolg. Sie half das Wahlrecht verbessern, so daß auch der Mittelstand in Sachsen zum Einfluß kam. Weiter widmete sie der Bildungsfrage ihre Aufmerksamkeit, forderte vom Staat eine gesunde Ausbildung der Jugend. Durch diese Hebung des geistigen Niveaus könne der Handwerker der Aufgabe, Qualitätsware zu liefern, gerecht werden und somit der Fabrikarbeit gegenüber eine beachtliche Stellung einnehmen. Aus diesem Gedankengang ging auch die Forderung der Arbeitsschulen bei den Nationalliberalen hervor. Bezüglich der Umsatzsteuer kamen Nationalliberale und Konservative zu der entscheidenden Frage: Ist eine solche denkbar, ohne daß sie abgewälzt werden kann? Diese Frage mußte verneint werden. An Preußen und Bayern zeige sich die Auglosigkeit der Steuer. In Preußen brachte sie es zu einer Erhöhung des Umsatzes und in Bayern möchte man sie gern in die Hände der Gemeinden legen, also das erreichen, was wir heute in Sachsen haben. Eine solche Frage zum Mittelpunkt des Mittelstandes zu machen, ist zwecklos. Die nationalliberale Partei bekämpfe auch die Gefängnisarbeit; dem Handwerk darf damit keine Konkurrenz gemacht werden. Der Redner wies auch darauf hin, daß das Submissionsamt mit der Tätigkeit der Nationalliberalen (Nitzschke) zu danken sei. Weiter sei zu fordern ein angemessenes Staats- und Gemeindebeamtenrecht und eine Landespensionskasse für diese Beamten. Man wandte sich auch gegen die drei Prüfungen und verlangte eine Sicherung der Pensionsverhältnisse. Bei der Forderung: Erweiterung der Lehrerbildung durch die Seminarbildung waren es wieder die Nationalliberalen, die den Fortschritt sicherten. Zur Charakteristik der Konservativen ging der Vortragende dann auf ihre Haltung bei der Reichsfinanzreform ein und wies nach, daß durch diese Politik der Mittelstand in erster Linie geschädigt sei. Die sächsischen Konservativen, die früher gegen die Heydebrandsche Politik standen, die neuerdings aber unter der Führung Kunzens sich enger als je der Heydebrandschen Richtung angeschlossen haben, verdienen dasselbe Urteil wie ihre anderen Parteigenossen. Der Redner warnte auch davor, sich etwa durch Unzufriedenheit ins Schlepptau der Sozialdemokratie nehmen zu lassen. Eben der Mittelstand sei berufen, den Zusammenprall zwischen Reaktion und Arbeiterschaft zu verhindern. Der Redner erntete lebhaften Beifall. — In der Diskussion sprachen für die konservative Partei die Herren Grosch und Fischer. Sie standen vollkommen unter dem Eindruck der Rede des Kandidaten und erklärten wiederholt, daß die nationalliberale Partei außerordentliche Verdienste um den Mittelstand für sich in Anspruch nehmen dürfe. Besonders habe sich das in den letzten Jahren gezeigt. In seinem Schlußwort ging Dr. Zöphel auf einzelne Ausstellungen der Debatteredner ein. Der Leiter der Versammlung, Direktor Pielert, bezeichnete die Versammlung als einen neuen Erfolg der nationalliberalen Sache und forderte die Anwesenden auf, am 18. Oktober nur für Dr. Zöphel zu stimmen. Für das Interesse, das der konservative Kandidat Dr. Brückner an Mittelstandsfragen nimmt, war es sehr bezeichnend, daß er der Versammlung überhaupt nicht beiwohnte. Der konservative Generalsekretär Kunze war allerdings auch nicht anwesend. Die Versammlung endete gegen Mitternacht.

Das Abflauen des Eisenbahnerstreiks.

Der Ausstand der Eisenbahner in Frankreich geht rasch seinem Ende entgegen. Zwar gibt es hier und da noch einzelne renitente Streikende, aber auf das Gros der Arbeiter haben doch die Regierungsmaßnahmen, besonders die Einberufungsorder, einen heilsamen Eindruck ausgeübt. Der Ministerpräsident Briand verhandelt gegenwärtig mit den Vertretern des Eisenbahnsyndikats und hofft, daß bis spätestens Sonntag die Wiederaufnahme der Arbeit sich erzielen läßt.

Die Streiklage.

Paris, 15. Oktober. (Tel.) Die Streiklage hat sich nach einem heute morgen 2 Uhr ausgegebenen Communiqué folgendermaßen gestaltet: Auf der Nordbahn sind gestern in Paris 161 Züge angekommen und abgegangen, gegen 116 am Tage vorher. Die internationalen Zugverbindungen sind nahezu normal. Dies befriedigende Resultat wurde dadurch erreicht, daß 100 Lokomotivführer des Depots La Chapelle den Dienst wieder aufgenommen haben. 80 Arbeiter von 300 des Depots La Chapelle, wo seinerzeit der Streik begann, sind zur Arbeit zurückgekehrt.

Paris, 15. Oktober. (Tel.) Ministerpräsident Briand empfing gestern die Deputierten des Seinedepartements und erklärte, daß er das Streikkomitee nicht anerkenne und nur den hierzu berufenen Vertretern des Eisenbahnpersonals eine Unterredung gewähren werde.

Paris, 15. Oktober. (Tel.) Eine Bekanntmachung der Ostbahn-Gesellschaft besagt, daß die Ausstandsbewegung auf ihren Linien als beendet angesehen werde. In einer Veröffentlichung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten wird eine merkliche Besserung bei den Linien der Nord- und Westbahn festgestellt. Bei der Paris—Lyon—Mittelmeerbahn ist ein normaler Dienst gesichert; bei der Orleansbahn haben von 781 Ausständigen 574 die Arbeit wieder aufgenommen; bei der Südbahn sind die Arbeitseinstellungen zahlreich, doch wird der Dienst aufrechterhalten. In Marseille haben die Eisenbahnbediensteten gestern abend beschlossen, um Mitternacht in den Ausstand zu treten.

Das Urteil der Pariser Presse.

Paris, 15. Oktober. (Tel.) Mehrere radikale Blätter sprechen die Hoffnung aus, daß bei beiderseitigem guten Willen eine abermalige Wiederkehr solcher Ausstände für lange Zeit hintangehalten werde. Der ministerielle „Petit Parisien" schreibt: Die öffentliche Meinung wird der Regierung Dank dafür wissen, daß sie einerseits mit Festigkeit die Ordnung aufrechterhalten, andererseits eine versöhnliche Tätigkeit ausgeübt hat. Andere Blätter verlangen abermals dringend ein entschiedenes Vorgehen gegen den allgemeinen Arbeitsverband, der der Haupturheber der unaufhörlichen Streiks sei. Der „Figaro" schreibt: Es heißt, daß die Regierung dem Parlament unverzüglich einen Gesetzentwurf unterbreiten werde, durch den das Syndikatgesetz von 1884 abgeändert werden soll. In der Tat ist eine Gesetzesänderung unumgänglich notwendig. Die „Action" sagt: Es existiert irgendwo im Lande offenbar eine beständige Verschwörung gegen das Vaterland, diese muß mit der äußersten Energie bis auf den letzten Halt zerstört werden.

Demonstrationsversuche in Paris.

Paris, 15. Oktober. (Tel.) Streikende Maurer versammelten sich gestern nachmittag auf dem Montmartre, um einen Demonstrationszug zu veranstalten, wurden aber auf dem Marsche nach dem Clichyplatz von Polizei und Gendarmerie zerstreut. Bei dem Zusammenstoß wurde ein Gendarm durch einen Flaschen-

---

34]

Die Frau im Spiegel.

Von G. W. Appleton. (Autorisierte Uebersetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In einem einzigen Augenblick durchschaute ich das Spiel und wurde mir klar, daß ich meine Rolle darin sehr schlecht gespielt hatte. Der Raufbold war ohne Zweifel ein Bundesgenosse meines Doppelgängers, und es kam mir sehr unangenehm zum Bewußtsein, daß das Talent zum Detektivberufe in keiner Hinsicht eine notwendige Folge akademischer Bildung sei.

Ich kümmerte mich nicht weiter um den Raufbold und verließ das Lokal, durch den Verlauf des Abenteuers sehr ernüchtert. Das einzige Ergebnis der dummen Geschichte war, daß ich ein oder zwei Mitglieder der Bande veranlaßt hatte, auf ihrer Hut zu sein. Die Folgen davon konnten für mich sehr unliebsam sein. Und der Fehler lag völlig auf meiner Seite. Es stand mir immer noch frei, dem Beispiel Sawkins zu folgen, der offenbar wie eine Ratte das sinkende Schiff verlassen hatte. Ich konnte immer noch einen gemütlichen Seeplatz aufsuchen, wie Richard und Herr Golidy mir vorgeschlagen hatten. Bei diesem Punkte meiner Ueberlegungen angelangt, verfiel ich plötzlich auf einen merkwürdigen Gedanken. Warum hatte mir Herr Golidy diesen Wink erteilt, wenn er es nicht in der wohlwollenden Absicht tat, mich vor den Folgen meiner eigenen Tollköpfigkeit zu retten? Daß er mich als einen Unschuldigen betrachtete, davon war ich felsenfest überzeugt. Wenn meine Theorie der Wirklichkeit entsprach, so war das ein sicherer Beweis für die freundlichen Gefühle, die der Mann gegen mich hegte.

In diesem Lichte besehen, enthielten seine Worte den deutlichen Wink, ich solle, sobald es mir beliebte, die Villa Rabenhorst verlassen. Ich hatte meine Schuldigkeit getan und seinen Zwecken gedient, und er war so dankbar, seinem Untergebenen zu gönnen, daß er nicht in irgendwelche Unannehmlichkeiten verwickelt werde, die sich aus seinem weiteren Aufenthalte in der Villa Rabenhorst ergeben könnten. Wenn ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, mußte ich zugeben, daß er mich von Anfang an sehr höflich und großmütig behandelt hatte. Einem geschenkten Gaul soll man, nach dem Sprichwort, nicht ins Maul schauen. Es kam mir nicht zu, etwas über die Gründe zu sagen, die ihn bewogen hatten, meine Dienste in Anspruch zu nehmen, welche Erklärung ich mir auch immer darüber bilden mochte. Und bei dieser Wendung meines Gedankenganges stieg eine Gewissensfrage in meinem Innern auf. Würde ich, angesichts der vielfachen Zeichen seines Wohlwollens, mich nicht als ein undankbares Scheusal erweisen, wenn ich in dem Hause bliebe und das Versprechen erfüllte, das ich dem Inspektor Beale gegeben hatte? Warum sollte ich nach allem, was vorgefallen war, an dem Untergange des Mannes mitarbeiten? Es blieb mir nichts anderes übrig, als meine Siebensachen zu packen, den nächsten Zug nach Brighton oder in ein anderes Seebad zu besteigen und so aus dem bevorstehenden Wirrwarr zu flüchten. Natürlich müßte ich es dem Zimmermädchen mitteilen und sie veranlassen, meinem Beispiele zu folgen.

Je länger ich mir dies überlegte, desto mehr machte ich mich mit dem gefaßten Gedanken vertraut, trotz meines früheren Vorsatzes, die Sache zu Ende zu führen. Schließlich entschloß ich mich, die weitere Entwickelung abzuwarten, die die Sache in den nächsten vierundzwanzig Stunden nehmen würde, und meine endgültige Entscheidung nach dem Verlaufe der Dinge einzurichten.

Nunmehr begab ich mich zu Gatti, wo ich dinierte. Während des Essens kam mir ein neuer Gedanke, der mich veranlaßte, alsbald nach beendeter Mahlzeit wieder nach St. Johns Wood hinauszufahren. Um halb neun Uhr fand ich mich daher im Wildwoodwege ein und verbarg mich dort in einem Gebüsche nahe bei dem Gartentor von Baron Romers Villa, das mir schon früher einmal Unterschlupf geboten hatte.

Ich erwartete zwar nichts Besonderes auszukundschaften, aber ein unwiderstehlicher Drang, das schöne Weib wiederzusehen, führte mich auf diesen Platz. War sie wohl noch in der Villa? War ihr ein Unfall zugestoßen? Auf jeden Fall wollte ich in meinem Schlupfwinkel verharren, bis ich jemand zu Gesicht bekommen würde, und sollte es auch Stunden dauern.

Glücklicherweise stand heute der Mond nicht am Himmel. Es hatte sogar schon seit einigen Stunden ein Gewitter in der Luft gelegen, und über ganz St. Johns Wood war der Himmel mit schweren, schwarzen Wolken behangen. Ein weiterer Vorteil für mich bestand darin, daß die Gaslaterne am Gartentor einen scharfen Schatten von dem Gebüsch auf mich warf, während sie jeden Aus- und Eintretenden hell beleuchten würde.

Die Villa selbst lag in der Dunkelheit fast verborgen da, und nur da und dort war ein erleuchtetes Fenster zu sehen. Ich war eben zu dem Schlusse gelangt, daß niemand zu Hause sein müsse, als ich einen Wagen das Sträßchen herankollen hörte.

Ein Einspänner fuhr vor und hielt an dem Gartentore. Es stiegen zwei Herren aus, in denen ich beim Scheine der Gaslaterne den Baron Romer und zu meinem großen Erstaunen einen alten Bekannten von mir erkannte: den Herrn von Montpelier. Beide trugen Gesellschaftstoilette und verschwanden eilig durch das Gartentor.

Aha, dachte ich. Ein vielversprechender Anfang!

Kaum war das Geräusch verklungen, das der Wagen beim Wegfahren verursachte, als eine Gestalt in den Lichtschein trat, die mir ebenfalls merkwürdig bekannt vorkam. Als sie vor dem Tore stehen blieb, erkannte ich sie.

Es war niemand anderes als der kleine Herr Vignaud. Vor Freude über meine Entdeckung hätte ich am liebsten wie ein Kind in die Hände geklatscht.

Auch er verschwand durch das Gartentor, und dann fuhr eine Equipage vor. Ihr entstiegen ein mir unbekannter Herr und zwei Damen, alle in großer Toilette, und einen Augenblick war das gelbe Gaslicht ganz mit Diamantengeglitzer durchsetzt.

Es muß heute hier eine Festlichkeit stattfinden, sagte ich bei mir, aber wie kommt es, daß das Haus beinahe gar nicht erleuchtet ist?

Zu den spärlichen Lichtern in der Villa war kein einziges hinzugekommen. Was in aller Welt mochte das bedeuten?

Dann ward ein neues Gefährt sichtbar, das wieder von geschmückten Damen besetzt war. Hierauf erschienen zwei Herren zu Fuß, Arm in Arm. Sie sahen aus wie Fremde und waren mir gleichermaßen unbekannt. Sie beeilten sich und warfen argwöhnische Blicke um sich, als sie durch das halbgeöffnete Tor hineinschlüpften. Bis jetzt hatte ich noch keine Silbe reden hören. Das ganze Schauspiel kam mir wie ein Geisterspuk vor, der einen Augenblick in dem hellen Gaslicht auftauchte, um dann vom Dunkel des Gartens verschlungen zu werden. Wo waren sie alle hin verschwunden? Sicherlich nicht in die Villa, denn immer ließ sich noch kein weiteres Licht in der Villa blicken, während die Räume im ersten Geschoß, wo sich zweifellos die Empfangsräume befanden, in völlige Dunkelheit gehüllt waren.

Es folgte wieder ein Einspänner. In dem Herrn, der daraus ausstieg, erkannte ich meinen Doppelgänger, den ich vor wenigen Stunden im „Criterion" getroffen hatte. Er war jetzt im Gesellschaftsanzug. Bald darauf erschien ein Trüppchen von vier Herren, dem eine Equipage mit weiteren schönen Damen folgte. Und immer war noch kein Wort gesprochen worden. Der ganze Aufzug erschien mir so unreal und unheimlich, daß mir der Kopf wirbelte. Ich fühlte mich wie von einem wilden Traume umfangen.

Eine halbe Stunde währte diese Prozession von Phantomen durch das Gartentor. Endlich war sie zu Ende. Zehn volle Minuten vergingen, ohne daß jemand ankam. Da sah ich, daß sich das Gebüsch hinter dem eisernen Gartenzaune fast unmerklich bewegte, und durch den engen Zwischenraum zwischen zwei Gitterstangen wurde vorsichtig ein Kopf hindurchgesteckt. Er schaute einen Augenblick auf die Straße und verschwand dann wieder. Eine Minute später schlüpften zwei Männer aus dem Gartentor. Als sie in den Lichtschein kamen, erkannte ich einen der beiden.

Es war Le Noir.

Sie kamen schnell über die Straße herüber und stellten sich in einer Entfernung von einem oder zwei Metern vor mir auf. Dann sagte der eine:

„Haben Sie nicht vorhin, ehe die Gäste ankamen, einen jungen Menschen vorübergehen sehen? Ich konnte ihn von meinem Platze nicht beobachten."

„Doch. Soweit ich in der Dunkelheit sah, war es ein harmloser Spaziergänger, der vorbeigeschlendert ist."

Ich lächelte behaglich, als ich hörte, daß ich, ohne es zu wollen, die Wachsamkeit der beiden Polizeibeamten getäuscht hatte.

„Nun, und denken Sie nicht, daß es heute abend hätte angesetzt werden sollen?"

„Nein", erwiderte Le Noir, „es sind zu viele Weiber dabei. Es hat keinen Sinn, sich von den Wildkatzen die Augen auskratzen zu lassen. Das ist heute abend nur so ein kleines Abschiedsfest. Weder der Jankee noch der Russe sind dabei. Ich denke, daß sie heute nacht herüberfahren. Nach den Informationen, die ich erhalten habe, trifft sich die Bande morgen in corpore hier in Geschäftsangelegenheiten. Das ist erst die Gelegenheit, die wir beim Schopfe